

„Diese Deutschen können uns nie schlagen“

Als Top-Favorit zog Deutschlands Fußballelf in die WM 74. Der Heimvorteil erwies sich in der ersten WM-Woche als Nachteil: Erfolgszwang lähmte die teuersten Kicker der

Nation. Kasernierung löste Lagerkoller aus. Die Ersatzspieler um Weltstar Netzer verbreiteten Mißmut. Neue Favoriten raubten den Deutschen die Siegeszuversicht.

Einer für alle, alle für einen“, schmetterten die bundesdeutschen Fußball-Nationalspieler auf Schallplatte. Da waren sie noch der Top-Favorit der Weltmeisterschaft und untereinander eins. Jetzt singen sie keine Lieder mehr.

Als Bundestrainer Helmut Schön nach der ersten Turnierwoche durch das Mannschafts-Quartier im Luftkurort Malente schritt, witterte er nur noch dicke Luft. „Wir werden hier wahnsinnig“, nörgelte Mannschaftskapitän Franz Beckenbauer. „Uns fällt die Dekke auf den Kopf“, maulte Reservist Heinz Flohe aus Köln.

Ersatzspieler Bernd Hölzenbein drohte: „Mehr als zwei Spiele auf der Reservebank halte ich nicht aus. Dann fahre ich lieber nach Hause.“ Schön besänftigte ihn mit dem Versprechen, ihn in der zweiten Halbzeit einzusetzen. Doch die Spieler der zweiten Wahl spalteten sich vom Stamm. Zwischen den Gruppen der spielenden Stars um Franz Beckenbauer, 28, und denen auf der

Warteliste um Günter Netzer, 29, trat Funkstille ein.

Als Top-Favoriten der Fußballwelt waren die 22 Spieler in die Sportschule Malente eingezogen. Die Werbung hatte sie in Erwartung des sicheren WM-Siegs mit sechsstelligen Honoraren verwöhnt. Aber nur für den, der tatsächlich auftreten darf, werden die Werbequellen nach der WM weitersprudeln, für die anderen auf der Ersatzbank werden sie versiegen.

Mißgunst, Futterneid und die überspannten Erwartungen der Zuschauer hatten Rhythmus und Harmonie in der Mannschaft und im Spiel zerstört. Die mehrwöchige Kasernierung hatte die Reserven an Nervenkraft verschlissen. „Wenn's verlangt wird, übe ich den ganzen Tag Kopfstand“, murrte Verteidiger Paul Breitner, „mehr sage ich nicht, sonst trifft einige Leute mit hohem Blutdruck noch der Schlag.“

Ein Torrausch der Polen (7:0 gegen Haiti), der Jugoslawen (9:0 gegen Zaire) sowie Galavorstellungen der Holländer (2:0 gegen Uruguay) und im Spiel zwischen Schottland und Brasilien (0:0), dazu Polen gegen Argentinien (3:2) nahmen den Bundesdeutschen den Alleinvertretungsanspruch

auf den Weltmeisterthron. Dies, obwohl das Los die Bundesspieler in die leichteste Vorrundengruppe gebracht hat. Ihre Gegner: die WM-Debütanten Australien und DDR sowie die Chilenen, die nur einmal bei der WM 1962 im eigenen Lande aufsehenerregende Siege gefeiert hatten. Aber die Außenseiter brachten den erklärten Favoriten der Fußballwelt aus dem Konzept.

Ohrenbetäubende Pfiffe hallten durch das Hamburger Volkspark-Stadion. „Aufhören, aufhören“, dröhnten die Sprechchöre der enttäuschten Zuschauer letzten Dienstag, als Schöns Equipe gegen den Fußballzerg Australien eine Feierschicht einlegte und der deutschstämmige Milchmann Manfred Schäfer aus Sidney bewies, „daß man einen Gerd Müller mit absolut fairen Mitteln völlig kaltstellen kann“ („Sport“, Zürich).

„Am Schluß habe ich mich maßlos geärgert“, entschlüpfte dem Fußball-Feldherrn Schön, was bisher niemand je öffentlich von ihm vernommen hatte — Zorn über seine Spieler.

Der Chilenen zusätzliches Handikap vier Tage zuvor: Ihr Trainer Luis Alamos ist zuckerkrank, und sein Zu-



Reservist Netzer, Bundestrainer Schön, deutsche Spieler nach dem 1:0 gegen Chile: „Sonst trifft einige Leute noch der Schlag“



Mannschaftsquartier in Malente: „Wir werden hier wahnsinnig“

„Erwartungsstreß – schwerster Gegner“

Interview mit dem Bremer Psychologie-Professor Fritz Stemme

SPIEGEL: Herr Stemme, als psychologischer Berater der Bundesligamannschaft Werder Bremen kennen Sie sich im Fußball aus. Hat die Kasernierung der bundesdeutschen Nationalmannschaft den Erwartungsdruck auf die Spieler verstärkt?

STEMME: Erwartungsstreß ist ihr schwerster Gegner. Da wohnen verschiedenartige, teils unverträgliche Charaktere auf engem Raum zusammen, und alles dreht sich um Fußball. Sie leiden unter Monotonie und Reizentzug — Schlaraffenfreiheit. So entsteht erhöhte Emotionalität, ein Funke kann die Explosion auslösen. Klubtrainer können unzufriedene Spieler nach Hause schicken — Bundestrainer Schön muß mit allen 22 aushalten, viel mehr ehrgeizigen Leuten, als er bestenfalls einsetzen kann.

SPIEGEL: Kann der Erfolgszwang den Spielfluß hemmen?

STEMME: Das Publikum schätzt Müller und Beckenbauer wie Einsen-Schreiber in der Schule ein und erwartet entsprechende Höchstleistungen von ihnen. Sobald die Erwartungen der Zuschauer un erfüllt bleiben, äußern sie Kritik auf ihre Weise, durch Pfeifen. Kritik ist auch ihr gutes Recht, denn ihrretwegen findet der Schau-Fußball überhaupt statt. Aber das Anspruchsniveau der Spieler hängt auch von Beifall und Pfiffen ab. Nach Mißerfolgen trauen sie sich weniger zu — prompt

läßt auch die Leistung nach — Müller trifft das Tor nicht mehr. Dagegen faßte Overath nach seinem Treffer wieder Zutrauen und spielte wirkungsvoller als vorher.

SPIEGEL: In den ersten WM-Spielen verkrampfte die Mannschaft offensichtlich. Warum?

STEMME: Es gibt Erwartungsneurosen, Angst vor Mißerfolgen bei bevorstehenden Ereignissen. Sie kann sogar beim Sprechen und Laufen blockieren. Tests, bei denen Erfolgs- und Mißerfolgs-Erlebnisse manipuliert wurden, erwiesen, daß sich beides positiv oder negativ auf die Wahrnehmung, das motorische Verhalten und sogar das Gedächtnis auswirkt. Als Zaites Mannschaft von Jugoslawien überrannt wurde, verabsäumte sie simple Fußballregeln: Ein Tor fing sie ein, weil sie vergaß, eine Mauer zu bilden.

SPIEGEL: War Beckenbauers Publikumsbeschimpfung beim Spiel gegen Australien eine Streß-Folge?

STEMME: Er hat gelernt, sich beim Opernball und in Gesellschaft zu bewegen. Warum hat er nicht gelernt, mit dem Publikum umzugehen? Die ganze Mannschaft ist sozialpsychologisch schlecht vorbereitet. Es ist offenbar nie darüber diskutiert worden, was es bedeutet, wenn die Nationalmannschaft mit einem Stamm von Bayern-Spielern in Stadien auftritt, in denen die Münchner für gewöhnlich ausgepfiffen werden.

stand verschlimmerte sich zusehends bis zur Bewußtlosigkeit. Alamos konnte das Training in Deutschland allenfalls aus einem Krankenstuhl beobachten. Gleichwohl siegten die deutschen Favoriten nur durch einen Sonntagsschuß ihres Verteidigers Paul Breitner 1:0 gegen Chile.

Deutsches Spiel im Spargang gegen Chilenen und Australier brachte den Favoriten Pfiffe und Verdruß ein. Dennoch reichten die bekrittelten Siege zur frühzeitigen Qualifikation für die entscheidende zweite WM-Runde. So durfte Schöns gelästerte Elf am vergangenen Wochenende wenigstens unbeschwert in die deutsch-deutsche Fußballfehde gegen die DDR gehen. Auch eine Niederlage konnte nichts mehr verderben.

Dabei hatte es seit zwei Jahren nur noch einen unbestrittenen WM-Favoriten gegeben: 1972 war die Bundeself überlegen Europameister geworden. „Fußball in Vollendung“, schwärmte Altbundestrainer Josef Herberger. „Ich glaube nicht, daß die anderen soweit sind.“

Seither maßen Fußballfachleute in allen Kontinenten den Deutschen eine Vormachtstellung zu. „Sie siegen nicht nur“, begründete der britische „Guardian“, „sie spielen dabei einen attraktiven und kreativen Fußball.“ In Paris bestätigte „Le Monde“ den deutschen Fußball-Vorrang.

Das Ost-Berliner „Sportecho“ lobte die Mannschaft des Klassenfeindes: „Dieses Ziel ist nicht zu hoch gesteckt“, schrieb das DDR-Fachblatt über die WM-Favoriten aus der BRD, „selbst wenn das so lauthals zur Schau getragene Selbstbewußtsein für uns ein bißchen sehr nach Gernegroß riecht.“

„Deutschland sehen und dann aufgeben“, resignierte Polens Trainer Kazimierz Gorski. Und selbst DDR-Cheftrainer Georg Buschner erkor die Deutschen-West zum „klaren Favoriten“.

„Beckenbauer gutt – bummbum, machen Wältmaister.“

Auch ein einschlägiges Urteil aus Moskau fehlte nicht: „Beckenbauer gutt“, vertraute ein sowjetischer Zechgenosse einem Münchner Journalisten im „Hotel Metropol“ an, „bummbum, machen Wältmaister.“ Der „SPIEGEL“ pries „Beckenbauer Superstar“.

Eine Umfrage bei allen 16 Nationaltrainern der am WM-Turnier beteiligten Mannschaften hätte die Deutschen zur Vorsicht ermahnen müssen: 14 — von Rale Rasic (Australien) bis zu Ferruccio Valcareggi (Italien) — jubelten die Bundesrepublik zum voraussichtlichen Weltmeister hoch. Nur Haitis Trainer Tassy und der Brasilianer

Mario Zagallo nannten Brasilien an erster Stelle.

Doch keineswegs Bewunderung allein bewog die Deutschland-Fans zu ihren überschwenglichen Prognosen. Taktik und Berechnung kamen im Vorfeld der WM ins Spiel. Die heißesten Mitfavoriten traten die Bürde des Meistgewetteten gern an die Deutschen ab.

Je wohlgenutet sich die Deutschen in den Favoritenfrack warfen, desto unbefangener konnten die Konkurrenten auftreten. Gegen eine klar favorisierte Bundeself, so kalkultierten die Rivalen in Montevideo und Ost-Berlin, hätten sie nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen. In der Bundesrepublik wiegten sie die Spieler in falsche Sicherheit und türmten eine Halde an Erwartungen auf.

Das Führungstor gegen Australien kam vor den Bundestag.

Britische Wettbüros, voran Ladbrokes in London, boten die Bundesmannschaft von vornherein als WM-Favoriten aus. Dabei errechnen sich die Kurse nach den Regeln von Angebot und Nachfrage. Wettkurse gelten deshalb als wichtigstes Indiz für die Stärke oder Schwäche der Kontrahenten.

Zu Jahresbeginn stand die Bundeself — weit vor Italien (5:1) und Brasilien (9:2) — bei einem Kurs von 5:2, einen Tag vor Turnierbeginn sogar bei 2:1. Wer im Januar 100 Mark auf einen BRD-Sieg gewettet hat, würde im Siegfalle mithin 250 Mark kassieren; für eine Schlußwette erhielt er nur noch 200 Mark.

Mit naivem Stolz luden sich die Deutschen freiwillig die drückende Bürde des Favoriten auf, statt sie etwa der zuvor erfolgreicheren WM-Nation Brasilien oder dem Vizeweltmeister Italien zuzuschancen. Als der Deutsche Meister Bayern München, dessen Spieler das Gerüst der Nationalmannschaft bilden, auch noch als erste deutsche Equipe den Europapokal der Landesmeister erkämpfte, trumpfte Mittelstür-

mer Gerd Müller auf: „Jetzt werden wir auch Weltmeister.“ 66 Prozent der Bundesdeutschen, will das Wickert-Institut erfragt haben — ein Volk von Cassius Clays —, glaubten an den WM-Erfolg.

Wie zwei von drei Deutschen dachte auch Herberger in der Öffentlichkeit laut: „Deutschland wird Weltmeister.“ Doch warnte der Trainer der bisher einzigen deutschen Weltmeister-Elf von 1954: „Wenn ich Helmut Schön wäre, würde ich mich vor solchen Äußerungen hüten.“

Und dann erwarteten 83 000 Zuschauer im Berliner Olympia-Stadion im ersten Spiel 90 Minuten Tempo und Torrausch von ihrer Elf. Mit Jubel empfingen sie die Mannschaft, die zusammen einen Marktwert von mindestens 15 Millionen Mark repräsentiert, deren Spieler im WM-Jahr einschließlich ihrer Werbeeinkünfte zwischen 250 000 und einer Million Mark oder — wie Beckenbauer — mehr anhäufen. Der WM-Sieg sollte den stolzen Fahrern flotter Sportwagen der 50 000- bis 80 000-Mark-Klasse noch einmal runde 75 000 Mark an Prämien bringen, die aus den Eintrittspreisen zwischen zehn und 80 Mark pro Spiel von den Zuschauern bestritten werden.

Doch bald nach Anpfiff argwöhnten die Kleinaktionäre des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) einen Kurssturz: Rechtsaußen Jürgen Grabowski (s. Titelbild) irrte im Mittelfeld im Slalom durch ein Spalier gegnerischer Beine, bis er den Ball verlor. Linksaußen Josef („Jupp“) Heynckes rammte blindlings chilenische Abwehrspieler, bis er zu Boden ging. Torschütze Müller hatte Ladehemmung. Im Mittelfeld stocherte Wolfgang Overath nach dem Ball und produzierte — die Nerven, die Nerven — viele Fehlpaße.

Im zweiten Spiel gegen die noch schwächeren Australier stellte die Mannschaft ihre Anhänger nur eine knappe Stunde leidlich zufrieden. Nur Torschütze Wolfgang Overath verdiente sich Sonderbeifall und eine Nervenstütze.

„Unsere Spieler sind über ihre Höchstform hinaus“, mäkelte der ehemalige Bundesligatrainer Rudi Gutendorf, der bis 1973 auch die Chilenen betreut hatte. „Am liebsten würde ich in Urlaub fahren“, jammerte Müller, „diesmal werde ich bestimmt nicht Torschützenkönig der WM.“ Der angesehene englische Fußball-Journalist und Autor Brian Glanville („Der Profi“) urteilte kühl: „Sie sahen kaum wie Weltmeister aus.“ In Paris höhnte der „France-Soir“: „Die Deutschen glauben weniger und weniger an die Chancen ihrer Equipe.“

Am härtesten verdonnerte der frühere Bundesligatrainer und „Meistermacher“ („Bild“) Max Merkel die enttäuschenden Favoriten. Er sah sie „auf dem Nullpunkt“ und verglich sie mit einem „zweimotorigen Flugzeug vor dem Absturz. Der rechte Motor stottert, der linke ist ausgefallen“, und falls „die Stürmer nicht aufwachen“, so prophezeite Merkel: „Gute Nacht, Deutschland.“

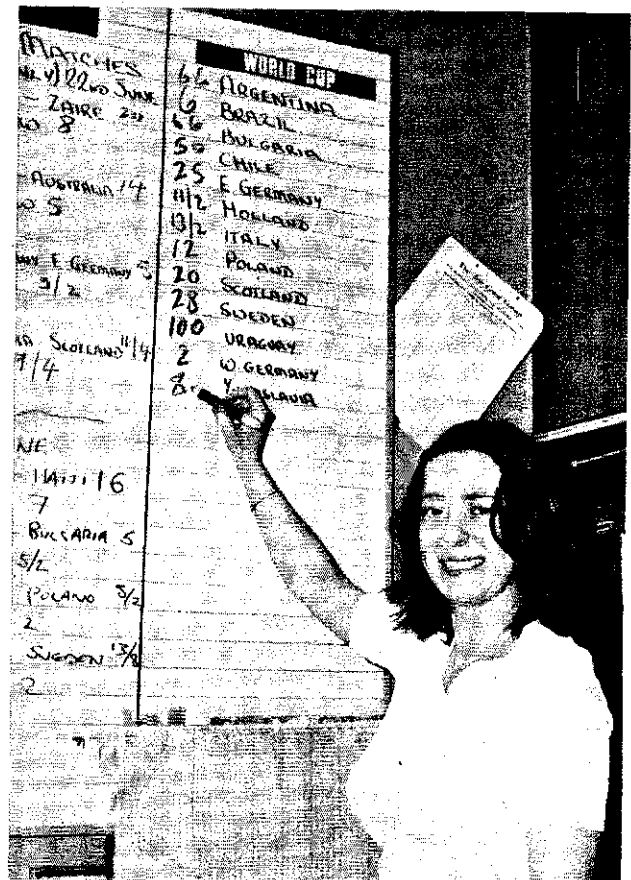
Plötzlich drückte die Favoritenrolle unerträglich. Nur mit dem Rücken an der Wand wie Herberger und seine Mannen 1954 in Bern erfüllten oder

Beckenbauer verspricht:

Die schönsten Spiele, tolle Tore

Chile-Konsulat flug in die Luft

Terror in Berlin



Zeitungs-Schlagzeile zur WM, WM-Kurstafel in Londoner Wettbüro: „Sie siegen nicht nur, sie spielen kreativen Fußball“

plötzlich Widerwillen. Ungeduld, Unlust nach Jahren innerdeutschen Leerlaufs, aber auch als Folge so engstirniger Grillen wie der Verweigerung des Standardbusses durch die Elf der DDR haben eine bislang bei deutsch-deutschen Begegnungen nicht bekannte Disposition zum Bruderzwist geschaffen. Reibungswärme ist da plötzlich. Mag sein, daß Normalisierung so anfängt.

Es gab im Volkspark-Stadion bundesdeutsche Gruppen, die bloß aus Daffke beim bekannt umständlichen Anfeuerungs-Chor der DDR mitgingen und nach dem skandierten „sieben, acht, neun, zehn...“, die Rechte zur Faust ballend, nicht „Klasse“ riefen, sondern „Scheiße“. Andere improvisieren ohne erkennbaren Anlaß Spottverse zweifelhafter Qualität. So eine Gruppe von Bayern-Freunden: „Ohne Sichel, ohne Hammer, solche Säue san ma.“

Schon beim ersten Hamburger Spiel der DDR-Elf liehen die Fans aus Bundesländern ihre Stimmen sofort dem Gegner der DDR, obwohl der da Australien hieß. Verfolgt von kleinen Störtrupps, gegen die niemand auftrat, vollzog sich der stille Abmarsch der DDR-Touristen zu den Bussen.

Dann am Bahnhof Altona grölten Besoffene aus einem ausfahrenden Nahverkehrszug auf diese übermüdete Männermasse mit den Aktentaschen, die nach einem mittlerweile 18stündigen Reisetag einigermaßen apathisch noch einmal 70 Minuten ihres Zuges harrten. Immer noch in makelloser Selbstbeherrschung deuteten manche an, sie hätten sich vom Westen bessere Organisation erwartet: „Vielleicht schenken wir der Bundesbahn 'ne Lokomotive.“

Das aufgesparte Tagegeld von DM 10,- pro Kopf brachte eine unverhoffte Hausse für die Verkäufer der „Morgenpost“ und die Erfrischungsstände am Bahnsteig. Die druckfeuchten, knalligen „Morgenpost“-Kommentare über die Leistungen ihrer Elf reichten sich die Genossen mit leisen Zeichen solidarischer Mißbilligung herum.

Aus den hohen Preisen der Bahn-hofs-Kioske zogen sie Schlüsse auf die Kosten der Lebenshaltung und stießen damit bei Mitmarschierern von der DKP auf eine Art System-Verteidigung. „Wirklich, Genossen, kommt mal am Werktag, im Kaufhaus gibt's das ehrlich billiger.“ Das blieben ihre einzigen Gesprächspartner, abgesehen vielleicht von ein paar Bahnpolizisten, denen sie, der Uniform wegen, vertrauten.

Und erst im fahrenden Zug haben die Fußball-Genossen gewagt, sich etwas eingehender mit ihrem Durst zu befassen. „Alsdann“, rief ein zurückbleibender Funktionär vom Bahnsteig aus hinterdrein und machte mit der Hand zum Mund die einschlägige Bewegung, „Alkoholverbot — das gilt ja nu nich mehr.“



Gefoulter Hoeneß im Chile-Spiel: „Wenn die Stürmer nicht aufwachen ...“

übertrafen die Deutschen offenbar die Erwartungen. Wer, wie die Bundeself von 1974, als Favorit antritt, kann nicht mehr überraschen, sondern nur überrascht werden.

Doch gerade im Jahr der Weltmeisterschaft bedarf das Selbstgefühl der Bundesbürger mehr denn je einer emotionalen Entwicklungshilfe. Von der Politik, der Rohstoffkrise, den Preissteigerungen und der Angst um die Arbeitsplätze verunsichert, möchte das Bundesvolk wenigstens auf dem Rasen wieder einmal einig sein und deutsche Macht demonstrieren. Die Fans möchten sich wenigstens im Stadion besser, stärker als andere fühlen dürfen. Wer die besten Bumser hat, so ihr angeschlagenes Selbstwertgefühl, müsse eben auch auf anderen Gebieten den stärksten Bums haben.

Selbst die Bonner Parlamentarier lechzten nach Fußballerfolgen. Während der Bundestag über das Lebensmittellesetz und die Makler debattierte, reichte ein Bote dem Bundestagsvizepräsidenten eine wichtige Nachricht. Kai Uwe von Hassel unterbrach die Sitzung: „1:0 für uns. Das Tor schoß Overath“, weckte er Beifall im Hohen Haus. Zur gleichen Zeit tickerte der Fernschreiber die Blitzmeldung in Hamburgs Börse.

Doch eine Stunde später breitete sich Enttäuschung aus. Trotz des 3:0 gegen den Fußballzerg Australien war das deutsche Fußball-Triebwerk abermals in Leerlauf geraten. Die Spieler hielten dem Erwartungsdruck nicht stand.

Bundestrainer und Funktionäre hatten versucht, diese Last zu mildern. Sie schnitten die physisch trainierten, aber psychisch überforderten Spieler von der Außenwelt völlig ab. Was bei der WM 1970 im fernen Mexiko noch gelang — die Spielerpsyche in einer von der Außenwelt abgeriegelten Wehrburg zu

stabilisieren —, 1974 im eigenen Land mußte es mißlingen. Indem Schön die Mannschaft vor ihren eigenen Anhängern, ihren Gläubigen und Gläubigern abkapselte, verstärkte er den Druck auf die entnervten Klausner.

„Wer glaubt, daß man 22 erwachsene Männer fünf Wochen einsperren kann, ohne daß es zu Reibereien kommt“, beehrte Edelreservist Netzer auf, „der ist ein Idiot.“ Auch Kapitän Beckenbauer ließ aufkommenden Lagerkoller ahnen: „Bei uns wird zuviel trainiert, davon werden wir auch nicht spritziger.“

Die Kessel-Situation verzerrte das Training zum Übertraining. Tatsächlich arbeitete keine Mannschaft mehr



Bewacher Schäfer, abgeblockter Müller ... dann „Gute Nacht, Deutschland“



Schön, Netzer auf Reservebank, Overath (l.) vor australischem Tor: „Die Deutschen glauben weniger und weniger an ihre Chancen“

und härter als die Deutschen — und büßte mehr an Impulsivität ein. Als während des Spieles gegen Australien ein knappes Dutzend Hamburger Zuschauer, wie oft, wenn sich die Bayern in den Norden wagen, Franz Beckenbauer ein „Bayernschwein“ schimpfte, brannte dem Kapitän nach eigener Aussage „die Sicherung durch“.

Super-„Kaiser Franz“ spuckte — ganz Psychotherapeut in eigener Sache — verächtlich aus. Doch von nun an piffen die Zuschauer, sobald er nur in Ballnähe geriet.

Nach einem mißglückten Drehschuß Gerd Müllers — einer Spezialität seines Vorgängers Uwe Seeler — forderten die Zuschauer: „Uwe, Uwe.“ Müller klagte verbittert: „Diese Hamburger sind das letzte“ und drohte seine Abreise an.

Vom Vorschußlorbeer berauscht, hatte das deutsche Fußballvolk die Mißerfolge seiner Lieblinge, die Unzulänglichkeiten seiner Mannschaft verdrängt. Schon die Serie von 16 Testländerspielen seit November 1972 hatte die Fußball-Einsicht erhärtet, daß die Form einer Erfolgsmannschaft kaum über Jahre zu konservieren ist.

Schöns Kandidaten besiegten zwar von den heutigen WM-Teilnehmern Schottland (2:1, außerdem 1:1), Schweden (2:0) und Bulgarien (3:0); gegen Italien verteidigten sie im Altherren-Tempo ohne Risiko ein 0:0.

Aber drei WM-Mannschaften zwangen die Bundeself. Argentinien führte schon 3:0 und gewann in München, im WM-Endspiel-Stadion, schließlich 3:2. Ebenfalls im Olympia-Stadion siegte auch Jugoslawien 1:0 — Müller verpatzte einen Elfmeter. Auch das Berliner Heimspiel gegen den dreimaligen Weltmeister und Titelverteidiger Brasilien verlor der Gastgeber (0:1).

Rasch verdrängten die Fans alle Niederlagen im eigenen Land und trösteten sich mit Siegen über Mannschaften der zweiten Kategorie wie Österreich, Frankreich oder die Schweiz. Unverdrossen fachsimpelten sie über Schöns Lieblingsidee, offensive Mittelfeldspieler wie Overath und Netzer mit dem zum Star aufgerückten Münchner Uli Hoeneß in eine Mittelfeld-Achse einzubauen.

Am lautesten schaltete sich „Bild“ in die Sandkastenspiele des obersten Fußballbefehlshabers ein. Schon zweimal hatte so der Vormund des deutschen Fußballvolks Schön Spieler aufge-drängt. „Jetzt muß Emma ran“, forderte das Blatt während der WM 1966 in England die Aufstellung des Dortmunders Lothar Emmerich, dessen „linke Klebe“ („Bild“-Jargon für Emmerichs ungewöhnlich starkes Schußbein) die Schußschwächen im deutschen Angriff beheben sollte.

Nach dem Wettstreit im Mittelfeld Urlaub von der Nationalmannschaft.

Schön gab nach, und tatsächlich erzielte der technisch unbeholfene Kraftkicker Emmerich in seinem ersten WM-Spiel einen Glückstreffer: Er verhalf den Deutschen ins Viertelfinale. Der von Emmerich aus der Mannschaft verdrängte Albert Brülls aus Mönchengladbach zettelte vor lauernden Journalisten deshalb Streit mit dem Bundestrainer an. Er tauchte nie mehr im Nationalkader auf.

Emmerich dagegen war bis zum Endspiel dabei. Er traf an drei weiteren Turniertagen nicht mehr ins Tor. Im Gegenteil: Im Finale lief das Spiel völlig an ihm vorbei. Mönchengladbachs Bundesligatrainer Hennes Weisweiler

analysierte: „Die Deutschen spielten doch mit zehn Mann.“

Vor der nächsten Weltmeisterschaft, 1970 in Mexiko, startete „Bild“ eine Kampagne für den in Italien spielenden Altstar Helmut Haller, der damals fast 31 Jahre alt war. Im letzten Augenblick reihte ihn Schön in sein Aufgebot ein. Haller trat nur einmal auf, im ersten Spiel gegen Außenseiter Marokko; erst in der Schlußphase glückte ein 2:1-Erfolg.

Diesmal — 1974 — behandelte „Bild“ die beiden rivalisierenden Mittelfeldregisseure Netzer und Overath mal hui, mal pfui. „Netzer führt Real zu neuem Ruhm“, lobte „Bild am Sonntag“ den nach Madrid abgewanderten Star im vergangenen Herbst. Damals noch und bis Oktober 1973 beschäftigte das Schwesterblatt „Bild“ Netzer als Fußballkommentator. Nachdem er dort abgeheuert hatte, höhnte — im Juni 1974 — das Blatt hinter seinem Kommentator her: „Netzer jammert: Mir gibt ja kaum jemand den Ball.“

Overath dagegen hatte nach Mißerfolgen im Februar entnervt Urlaub von der Nationalelf genommen. „Ich wage schon nichts mehr aus Angst vor Pfiffen“, klagte der im Konkurrenzkampf mit Netzer aufgeriebene Overath.

Wieder griff „Bild“ ein. Ex-Nationalspieler Willi Schulz, der Netzers Kommentatoren-Job übernommen hatte, votierte für Overath, weil er „voll da ist“; Netzer dagegen „war zu lange weg“, daher wollten ihn „die anderen nicht mehr haben“. Anders als einst Herberger, der seinen Kader frühzeitig bestimmte und an ihm festhielt, berief Schön im letzten Augenblick beide Mittelfeld-Strategen ein.

Ersatzspieler erbosten sich besonders über Overaths Berufung: Während sie getreulich in jedem Probespiel hohes

Verletzungsrisiko eingegangen waren, um noch in den WM-Kader zu schlüpfen, war der Kölner Mittelfeldspieler auch dem letztmöglichen Test in einem B-Länderspiel ausgewichen.

Ingeheim hoffte Netzer deshalb, erste Wahl zu bleiben. Er war der Siegertyp, der als Spielgestalter bei Borussia Mönchengladbach zweimal Deutscher Meister und zweimal Pokalsieger geworden ist. Das Pokalfinale 1973 entschied er durch ein Tor in der Verlängerung. Obendrein hatte er zum deutschen Sieg in der Europameisterschaft maßgeblich beigetragen.

Anders Overath: Mit ihm als Mannschaftskapitän errang der 1. FC Köln weder eine Meisterschaft noch einen Pokal. Mitspieler beschwerten sich über ihren Spielführer, der sich im Pokalspiel gegen den Netzer-Klub beim Stand von 1:1 auswechseln ließ. Köln verlor. Der Europameister-Elf von 1972 hatte Overath nicht angehört. Vor WM-Beginn glaubte auch DFB-Presse Sprecher Hans Hansen: „Overath ist weg vom Fenster.“

„Die brauchen hier eigentlich gar keinen Außenstürmer.“

Doch nach dem Trainingslager in Malente schickte ihn Schön auf Anhieb gegen Chile aufs Feld, ohne daß die Mannschaft davon profitierte. Schön flößte Netzer Hoffnung ein: Im zweiten Spiel, gegen Australien, dürfe er nach der Halbzeit spielen. Da gelang Overath mit einem Weitschuß die 1:0-Führung. Er spielte bis zuletzt. Netzer verharnte schmallend, weit entfernt vom Bundestrainer, am linken Flügel der Ersatzbank.

An den Flügeln der Bundeself wurde nicht einmal geschmollt: Schön hatte nur einen Außenstürmer angefordert, den Düsseldorfer Dieter Herzog. Doch der resignierte bald: „Die brauchen hier eigentlich gar keinen Außenstürmer.“ In den ersten Spielen sah er zu, wie das von Mittelstürmern betriebene deutsche Sturmspiel sich in der Mitte festlief — wie schon zuvor in den meisten Testspielen.

Denn den Kern der Bundesmannschaft bilden Franz Beckenbauers Bayern. Der Münchner Klub verzichtet seit Jahren auf hochklassige Außenstürmer. Und das flügelarme Spiel der Münchner übertrug sich auf die Nationalmannschaft, obwohl besonders gegen starke Abwehrriegel nur Angriffe über die Flanken helfen und zu Toren führen können.

Von den 41 Toren der ersten 16 WM-Spiele erzielten die Flügelstürmer gut ein Viertel. Bei deutschen Angriffen hingegen drängten sich bis zu 20 Spieler im Strafraum — Torschüsse prallten oft schon von den Beinen gegnerischer oder eigener Spieler zurück.

„Der Erwin Kremers, der beste Außenstürmer“, wunderte sich DDR-

Spieler Jürgen Sparwasser über die westdeutsche Konkurrenz, „ist gar nicht dabei.“ Sein Mitspieler Joachim Streich spielte Bundestrainer, als er nach den Schwächen der BRD-Elf gefragt wurde: „Ich würde das Flügelproblem an erster Stelle nennen.“ Die DDR besitzt zwei erstklassige Außenstürmer.

Wie bei der DDR bilden bei den erfolgreicher WM-Mannschaften quirrliche Flügelstürmer die wichtigsten Angriffswaffen: Die flinken Polen Grzegorz Lato und Robert Gadocha überannten und umspielten die gegnerischen Verteidiger und flankten aus vollem Lauf in den Strafraum. Obendrein erzielte Lato in zwei Spielen selbst vier Treffer.

Hollands Rechtsaußen Johnny Rep entschied das Spiel gegen Uruguay

men“, schwadronierte Hollands Ruud Krol über seinen Kapitän. Cruyff dirigiert, wenn er nicht selber am Ball ist, mit Armbewegungen und Fingerzeichen seine Mitspieler. Und alle ordnen sich willig unter.

Gegenüber den Deutschen tragen die Stars von Ajax Amsterdam und Feyenoord Rotterdam zumindest eine Last weniger: Niemand wirft ihnen ihre hohen Bezüge vor. Nach der calvinistischen Tradition der Niederlande sind Geld und Gut Indikatoren für Verdienst, ein erfolgreicher Mann ist auch ein guter Mensch.

So spielen Hollands Fußballprofis unbeschwerter als etwa die Deutschen, bei denen sich Beckenbauer und Co. täglich ihre hohen Gagen und Prämien vorhalten lassen müssen. Selbst die DFB-Funktionäre behandeln ihre Stars



Spielführer Beckenbauer: Den Deutschen fehlen die wichtigsten Waffen

durch zwei Tore. Auch die jugoslawischen Flügelmänner Ilija Petković und Dragan Džajić rissen nicht nur die Flanken der gegnerischen Abwehr auf, sie schossen selbst Tore.

Die drei Mannschaften mit den gefährlichsten Außenstürmern — Jugoslawien, Holland und Polen — waren denn auch, noch bevor die Bundesrepublik letztes Wochenende gegen die DDR antrat, zu neuen Favoriten neben Deutschland aufgerückt. „Holland könnte Weltmeister werden“, tröstete sich Uruguays Trainer Porta nach der Niederlage. Hollands Libero Haan: „Diese Deutschen können uns nie schlagen.“

Anders als die Deutschen ihren Spanien-Emigranten Netzer hatten die Niederländer den zum FC Barcelona abgewanderten Superstar Johan Cruyff (Marktwert: elf Millionen Mark) nahtlos in die Nationalmannschaft eingepaßt. „Cruyffie ist als Regisseur mehr wert als Netzer und Overath zusam-

immer noch wie entartete Amateure. „Wenn wir Weltmeister werden, haben wir für unser Lebtage ausgesorgt“, hatte sich Bayern-Nationalspieler Hoeneß gefreut — zu früh?

Zwei der Neu-Favoriten, die Mannschaften Polens und Jugoslawiens, kommen aus kommunistischen Ländern. Sie wiederum tragen überhaupt nicht an den Hypotheken millionenschwerer Werbe-Investitionen wie die Deutschen.

Bisher hatte es Jugoslawien stets an zielsicheren und robusten Torschützen gemangelt; zweimal war die Mannschaft bei Weltmeisterschaften an Deutschland gescheitert. Jetzt brachten sie zum erstenmal genügend durchschlagskräftige Stürmer mit wie Dušan Bajević; Jugoslawiens Netzer Branko Oblak dirigiert die Sturmspitzen.

Am meisten überraschte die Leistung der Polen. Etliche Spieler im WM-Ka-

der wie Andrej Fischer und Joachim Marx sind deutscher Abkunft und stammen aus Polens Fußball-Hochburg Oberschlesien.

Als Außenseiter waren die Polen 1972 zum Olympia-Turnier nach München angereist. Dann übertrumpften sie alle Ostblock-Mannschaften und erspielten die Goldmedaille. Ein Jahr später verblüfften sie die Fußballwelt noch mehr: Sie schalteten in der WM-Qualifikation den Weltmeister von 1966, England, aus.

Die Fachwelt forschte nach den Ursachen der polnischen Fußball-Hausse. Der Polen Geheimnis: Der polnische Diplom-Ingenieur Jacek Gmoch hatte schon 1971 die erste Datenbank für Fußball eingerichtet. Seither sammeln

Mannschaftsaufstellung „gequatscht“, versprach sich Schöns Assistent Herbert Widmayer.

Aber auch aus fachlichen Gründen rechnen viele Fans noch immer mit der BRD-Mannschaft. Leistungs-Tiefs entschuldigen sie mit taktischen Finessen, die Kraftreserven für die nächste Turnierrunde zu schonen.

Das allerdings mag der für Zeitungen und das ZDF kommentierende Trainer Merkel („Ich arbeite da als Fachberater“) nicht gelten lassen. „Ein Arbeiter“, schimpfte er, „ackert acht, zehn, zwölf Stunden am Tag auf Sohle 17 und kriegt vielleicht sieben Mark die Stunde.“ Im Stadion dagegen „schont sich der da unten für 20 000 Mark“. In der zweiten Runde, wenn nur noch starke



Neuer Favorit Polen*: Geheimnisse aus der Datenbank

die Polen mit Videorecordern, auf Tonbändern und Filmen alle verfügbaren Einzelheiten aus dem Weltfußball und bereiteten Analysen für jedes bevorstehende Spiel auf. Wohl kein Trainer und keine Mannschaft wissen mehr über ihre Rivalen als die Polen.

Inzwischen hat die Jagd westlicher Fußball-Manager auf polnische WM-Spieler begonnen. München 1860 etwa bemüht sich um Lato und Mittelfeldspieler Kazimierz Deyna.

Polen, Jugoslawen und Holländer befreiten den Bundestrainer und seine irritierte Spielschar von der undankbaren Rolle des alleinigen Favoriten. Und nach dem Spiel gegen die DDR, so beschloß Schön, sollte auch ein zweites Ventil — vorsichtig — geöffnet werden. Zum erstenmal räumte er den Ehefrauen und Bräuten der Spieler einen Besuchstag ein. „Endlich wird eine Weile lang nicht mehr von der nächsten

Konkurrenten mit den Deutschen spielen, ist jedenfalls die Schonzeit abgelaufen.

Bis dahin suchten und suchten die enttäuschten Fans Zuflucht in der Vergangenheit: Bisher hatten die deutschen Fußballer WM-Turniere in den Vorrunden schon mehrmals verkrampt begonnen. 1954 wurden sie von den Ungarn, wenngleich ersatzgeschwächt, zunächst 8:3 überrannt, bevor sie im Endspiel dann gegen den Favoriten siegten.

Auch 1958 gelangten die Bundesdeutschen nur mühsam nach zwei Unentschieden gegen die CSSR und Nordirland in die nächste Runde. Am Ende waren sie immerhin Vierter. 1970 scheiterten sie beinahe an Marokko und spielten sich doch noch auf den dritten Platz vor.

Die Wetter im WM-neutralen England setzen jedenfalls weiter auf die Deutschen. Zum alten Kurs von 2:1 sind sie noch immer die höchstgewettete Mannschaft.

WM-DIPLOMATIE

Um jeden Preis

Wenn Billy Bremner köpft, Gianni Rivera nicht mehr laufen kann und Ernest Jean-Joseph verbotene Pillen schluckt, dann entscheidet das nicht nur über Tore und Punkte — es bewegt Regierungen in aller Welt.

Im Außenministerium von Belgrad formulierten Diplomaten an einer ungewöhnlichen Note: Sie suchten nach Entschuldigungen für einen Triumph, den sie kurz zuvor noch selbst bejubelt hatten.

Auf einem deutschen Schlachtfeld, im Fußballstadion von Gelsenkirchen, war er errungen worden, am vorigen Dienstag, als die Fußball-Großmacht Jugoslawien die „Leoparden“ aus dem Fußball-Entwicklungsland Zaïre mit 9:0 Toren zusammenschloß. „Es war ein Spiel der Katze mit der Maus“, begeisterte sich das Zagreber Blatt „Sportske novosti“, „eine Lektion der Professoren für Pantoffelschüler!“

Doch das Glück brachte auch Sorgen, nährte regierungsamtlich die Befürchtung, nach solcher Schmach könnten die Schwarzen den Jugoslawen die Freundschaft entziehen — hatte doch schon Zaires Rundfunkreporter angesichts des Desasters verkündet: „Damit ist Jugoslawien der Folterer Afrikas!“

Und so versuchte man eben, auf diplomatischem Wege, Trost zu spenden — der Sieg sei eigentlich zu hoch ausgefallen. Nichts für ungut, bitte schön!

Aber ob sich die Verlierer trösten lassen?

Die WM 74, das Spektakulum mit dem schwarz-weißen Lederball, hat nicht nur in der Bonner Republik Hysterie erzeugt. Die WM 74 gilt auch anderen Ländern, reichen wie armen, kapitalistischen wie sozialistischen, als Schicksalsfrage der Nation.

In Chile, das nach dem blutigen Allende-Sturz noch immer um neues Ansehen in der Welt ringt, dekretierte die Junta vor Beginn der Spiele, die Sportler, „die uns im Ausland repräsentieren... müssen Träger des neuen Bildes sein, das sich in unserem Vaterland abzeichnet“.

Dem hatten sie, nach dem 1:1 gegen die sozialistischen DDR-Kicker, offenbar schon weitgehend Rechnung getragen: Aus Santiago gratulierte Junta-Chef Pinochet telephonisch. Und in einer Sonderbeilage berichtete die Zeitung „La Tercera de la Hora“: „Die Stadt Berlin liegt zu Füßen der chilenischen Spieler. Die chilenische Nationalität ist die beste Visitenkarte.“

Von den Sprechchören „Chile — sí! Junta — no!“ war in diesem Zusammenhang, natürlich, nicht die Rede.

Diese Parole paßte besser in den Bericht des Bonner „Prawda“-Korrespon-

* Nach Tor gegen Argentinien.